

Norbert Ernst

Lebt kein Gott?

Der österreichische Tenor über
Ausnahmesituationen, Stille
und Weichspülprogramme

Text Stephan Burianek



Gespräche mit Norbert Ernst verlaufen ähnlich tiefgründig wie sein erstes Opern-Soloalbum

Die Allgemeinheit fürchtet sie, nur der Opernliebhaber nicht, der liebt sie. Die Rede ist von einem Effekt, den der Duden in optischer Hinsicht als »Veränderung des Aussehens der Haut, auf der die Haarbälge hervortreten und die Haare sich aufrichten« formuliert und häufig im Fall von psychischen Ausnahmesituationen auftritt, beispielsweise wenn wir Angst haben. Oder eben wenn uns die Musik einen einzigartigen Moment schenkt und wir aus heiterem Himmel von einem wohligen Schauer ergriffen werden. Richtig: Die Rede ist von der Gänsehaut.

Eben diese Ergriffenheit dürfte sich manchem Opernfreund beim Hören von Norbert Ernsts Solo-Album gleich mehrmals einstellen. Etwa bereits in der Anfangsnummer, wenn der gebürtige Wiener als Florestan während der Kerkerzene von Beethovens »Fidelio« in aussichtsloser Lage nach Freiheit schreit und dabei den Tod anruft. Oder im zweiten Titel, wenn er als Max in Webers »Freischütz« dem drohenden Verlust der geliebten Braut entgegenblickt und in äußerster Verzweiflung eben jene Frage stellt, die dem Album seinen Titel geschenkt hat: »Lebt kein Gott?«. Dann folgen dramatische Schlüsselszenen aus den Opern von Richard Wagner. Wieder: Gänsehaut. Aber ist ein derart dichtes Kompendium, auf lediglich einem Album, nicht allzu schwere Kost? Für die Masse vielleicht. Die Stückauswahl sei bestimmt »kein Weichspülprogramm«, wie Ernst es im Gespräch mit dem Orpheus formuliert. Ein kulinarischer Mainstream, wie er allzu gerne für eine breite Zielgruppe produziert wird, ist seine Sache bestimmt nicht.

Besser als laut

Ernst hat Konzertgesang studiert, also Lied, und davon profitiert sein Stil bis heute. Im Gegensatz zu anderen Sängern, die den Zuhörer mit ihrer Stimmwucht zu packen versuchen, singt sich Ernst vor allem mit einer umso tiefgründigeren Wortausdeutung in die Herzen der Zuhörer.

Authentizität ist ihm dabei stets wichtig. »Ich wollte nicht, dass die Aufnahme nach einem Studio klingt, die Stimme sollte das Orchester nicht dominieren. Wir haben versucht, eine gewisse Live-Ästhetik zu schaffen. Ich denke, das ist uns gelungen.« Wir, das sind der Dirigent Hartmut Keil und das Brandenburgische Staatsorchester. Ernst und Keil kennen einander aus Bayreuth, wo sie im Rahmen der Festspiele u.a. Kinderoperen realisierten. Beide teilen eine Klangvorstellung, die sich von der allgemeinen Praxis unterscheidet. Heute sei alles irgendwie zu laut: »Mir fehlen die leisen Momente in der Musik. Wenn man dem Ruhigen mehr Platz gäbe, dann wäre das Laute doch noch toller!«

Das Wiener Publikum kennt Norbert Ernst als langjähriges Ensemblemitglied der Staatoper, wo er an unzähligen



Als langjähriges Ensemblemitglied der Wiener Staatsoper hat sich Ernst ein breites Repertoire angeeignet, wie beispielsweise die Rolle des Fürsten Wassili Iwanowitsch Schuiski in Modest Mussorgskis »Boris Godunow«

Abenden in mehr als drei Dutzend Rollen, quer durch alle Sprachen, zu hören war. Die Wiener wissen: Ernst ist keine Rampensau, die sich in den Vordergrund drängt. Dafür aber ein Bühnentier durch und durch, ein Sängerschauspieler, der sich während einer Aufführung eine andere Existenz überstreift und auch szenisch alles gibt. Und der vom Schlussapplaus im ersten Moment überrascht wird, schließlich habe er ja nur im Sinne der Figur gehandelt.

Weg mit Sackgassen

Trotz seiner Vielseitigkeit liegt sein Fokus auf Richard Strauss und Richard Wagner. Spätestens seit Ernst bei den Bayreuther Festspielen über mehrere Jahre hinweg in Katharina Wagners »Meistersinger«-Inszenierung als David aufgetreten ist, haben ihn auch Wagnerianer ins Herz

geschlossen. Katharina Wagner war es übrigens, die den Anstoß zu einem Fachwechsel gab. Er solle sich überlegen, ob er mittelfristig nicht vom lyrischen Tenor zum Heldentenor wechseln wolle.

Das war vor bald zehn Jahren. Ernst überlegte, unternahm erste Gehversuche in diese Richtung, und fünf Jahre später bestätigte ihn Franz Welser-Möst darin, diese Wanderung fortzusetzen. »Der Wechsel war eine lange, lange Arbeit«, so Ernst retrospektiv, »Der Weg war voll mit Sackgassen, und ich musste oft zurück an den Start.«

Einen ersten Lohn für diese Mühen holte er sich kürzlich

in Montpellier, wo er sein Debüt als Lohengrin feierte. Die Franzosen waren angetan, ihnen gefiel Ernsts warmes Timbre. Ein Kritiker schrieb, seine Stimme sei »aus Samt und Honig mit warmer und sonniger Farbe«, wo-



Auf der neuen CD verfolgt Ernst mit dem Brandenburgischen Staatsorchester eine authentische Klangästhetik

bei »jedes Wort, jede Absicht, jede Gefühlsregung mit großer Intelligenz und willkommener Feinheit bedacht ist.«

Was Ernst in Montpellier besonders glücklich machte: Er fand in Michael Schönwandt einen weiteren Dirigenten, der vor leisen Momenten nicht zurückschreckt: »Katherina Broderick als Elsa und ich konnten in der Brautgemachszene im dritten Akt ganz zart, süß und lieblich anfangen und die Szene bis zu der entscheidenden Frage, nach der wieder alles zusammenbricht, unglaublich intensiv steigern. Das war eine schöne Erfahrung.«

Was bringt die Zukunft? Alle drei Kinder sind mittlerweile in einem Alter, in dem der Vater wieder ans Gastieren im Ausland denken darf. Fix ist für das kommende Jahr der Loge in Wagners »Rheingold«, den er nicht nur in Wien singen wird, sondern auch in Düsseldorf (Deutsche Oper am Rhein), wo Ernst seine Opernkariere startete, und an der Bayerischen Staatsoper.

Ernst beschäftigt sich stets mit der Rezeptionsgeschichte und hört sich alte und weniger alte Aufnahmen an, etwa von »Fidelio«, der in der nächsten Spielzeit in St. Gallen am Programm steht, wo Ernst die Partie des Florestan übernehmen wird. Die Aufzeichnungen dienen ihm dabei weniger als Kopiervorlage, sondern vielmehr als Bestätigung für den Gang eines eigenen Wegs. »Die heutige Musiklandschaft ist ein Spiegel der realen Welt.« Was er damit meint? »In den Aufnahmen aus den 1960er-Jahren oder davor hört man häufig falsche Töne, aber der Ausdruck ist in der Regel fantastisch. Die heutigen Aufnahmen sind musikalisch viel perfekter, aber sie haben keine Seele mehr. Man sollte wieder Mut zu unsauberem Ton haben, wenn sie der Echtheit des Ausdrucks dienen.« Derzeit studiert er die Partie des Kreon in Aribert Reimanns Oper »Medea« ein, die im April 2017 von der Wiener Staatsoper wieder aufgenommen werden wird. Um diese Rolle besser zu verstehen, beschäftigte er sich mit Franz Grillparzers Vorlage. Und als er den Lohengrin studierte, zog er sogar Wolfram von Eschenbachs »Parzifal« heran, obwohl Lohengrin in



Richard Wagner ist der Hauptkomponist auf dem neuen Album. An der Wiener Staatsoper feierte der Tenor vor zwei Jahren sein Rollendebüt als Erik im »Fliegenden Holländer«



Auch die Opern von Richard Strauss bilden einen Schwerpunkt in Ernsts Schaffen - hier als Narroboth in der Wiener »Salome«-Produktion

diesem Versepos nur am Rande vorkommt. Ernst macht keine halben Sachen.

Das Fragezeichen

Den Titel seines Albums möchte der Sänger übrigens nicht missionarisch verstanden wissen, weder in die eine noch in die andere Richtung, sondern als theatralische Aussage. »Lebt kein Gott« ist im »Freischütz« ein Schrei aus tiefer Verzweiflung, allerdings mit einem Fragezeichen am Schluss. Warum es am CD-Cover fehlt? »Das ging bei der Grafik unter«, schmunzelt Ernst, »aber ich finde den Titel nun umso besser.« Die Wahl des Titels fiel übrigens spät: Erst nach der Einspielung stellte der Tenor fest, dass alle gewählten Stücke einen Gottesbezug haben. Auch interessant: Das Album klingt leise aus. Ernst erzählt von einem

Saisonabschluss-Konzert des Cleveland Orchestras unter Franz Welser-Möst, bei dem er mitwirkte. Am Programm stand Dvořáks »Stabat mater«, das ebenfalls langsam und leise ausklingt. Die Stückwahl brachte Kritik ein: Am Ende einer Saison bräuchte man etwas Pompöses, einen ordentlichen Tusch, lautete der Vorwurf. »Das sehe ich überhaupt nicht so«, sagt Ernst mit einem fast schon resignativen Andeuten eines Kopfschüttelns. »Das Leben ist auch nicht immer toll und pompös, und selbst die beste Party wird irgendwann einmal langweilig. Das Leben ist mal schön, mal einsam, und genau das soll die Musik reflektieren.« Es braucht solche Facetten, auch am Schluss. Letztlich ist »Lebt kein Gott« vor allem eines: Ein zärtliches Bekenntnis zum Leben. Mit oder ohne Gänsehaut.

www.norbert-ernst.com

Fotos Julia Wesely, Wiener Staatsoper/Michael Pöhn